

**Liebeshörig.**

Roman von Ferdinand Kunkel.

(3. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

„Warum diese Zweifel? Sitze ich hier neben Dir, wenn es nicht so wäre?“  
 „Dann komm... reizt Dich los. Wir können auch in engen Verhältnissen glücklich sein.“

„Ja, ja, aber nicht Du. Wenn die brutale Not über Dir ist, vergisst Du Deine Liebe... Um Deinetwillen folge ich Dir nicht. Drei Steine versperren den Weg zu unserem Glück.“

„Schon sind sie im Rollen, bald ist die Straße frei.“

„Warte so lange... Es liegt doch nur an Dir, die Zeit zu verkürzen, aber Du bist ein Egoist. Du willst ernten und nicht säen.“

„Habe ich nicht alles getan, was Du von mir gefordert? Muß ich nicht alles tun, was Du willst? Ich gehöre Dir nur mit allen meinen Gedanken, mein Wille zerstückelt vor dem Strahl Deiner Augen. Ich bin nichts mehr ohne Dich, ich lebe nur noch ein Leben, dem die Ergänzung fehlt. Mir ist, als ob ich meine Gedanken nicht mehr allein dächte; alle meine Empfindungen drehen sich nur in einem festgeschlossenen Kreis um mich herum. Ich bin nicht mehr ich selbst. Tag und Nacht denke ich nur an Dich, und Du kannst immer noch sitzen und eiskalt von der Zukunft sprechen... für mich gibt es keine Zukunft, nur Gegenwart, heiße, sehnsuchtschwere Gegenwart.“

„Mein armer Liebling.“ „Ja, ja, Du hast recht, arm bin ich und töricht, vielleicht gar wahnsinnig, aber ich kann nicht anders.“

Wieder faßte er nach ihrer Hand und drückte sie wild an die Lippen, er ließ den Kopf sinken und presste die kleine weiche Hand an seine Wangen. So saß er geraume Zeit, indes die Nacht dunkle und dunklere Schleier um die Landidhaft wob. Auf einmal schüttelte es ihn wie im Fieber, und Marguerite, die wie bezaubernd in die schweigende Nacht hineinjah, fühlte heiße Tropfen auf ihre Hand rinnen. Da plötzlich wurde ihre mühsam erhaltene Ruhe durchbrochen von ihrer aufschäumenden Leidenschaft. Sie beugte sich auf Heinz nieder und flüsterte ihm ganz leise ins Ohr: „Du weinst?“

„Er richtete sich auf und sah ihr in die Augen. „Ich weine um meine verlorene Freiheit, die mir doch nicht Deine Liebe erkaufen konnte, ich weine um meine...“

„Du sollst nicht weinen.“ Sie zog ihn an sich und verhielt ihm den Mund mit einem langen, heißen Kuß.

Da löste sich auch in ihm die glühende Spannung, mit einem jubelnden Glückslachen umfing er die Gestalt der Geliebten und küßte sie auf Mund und Augen, auf Stirn und Haar in einem Sturme selbstvergeßener Liebeleidenschaft.

Sie wehrte ihn nicht mehr ab. Ihre Widerstandskraft war gebrochen. Der Schauer der schweigenden Augustnacht, das süße Sirren und Glimmern der Wellen, das heißbrausende Blut der Jugend hatte den kühl abwägenden Verstand völlig unterjocht. Nicht mehr dachte sie an die Zukunft.

„Jawohl, Herr.“ „Und haben Sie dem Doktor Willmoes sagen lassen, seine Schwester erwarte ihn hier?“

„Alles ist geschehen. Der Bote ist soeben zurückgekommen, der Herr Doktor habe Auflichtsdienst und könne die Anstalt nicht verlassen.“ „So wollen wir gehen.“

Kurze Zeit darauf jagte das Automobil durch den nachtdunklen Grunewald Berlin zu.

Marguerite war wie ausgedöckelt. Während sie sonst in der ganzen langen Zeit, in der sie mit dem jungen Grafen Liebenau verkehrte, es ängstlich vermieden hatte, sich anders als in Gegenwart ihres Bruders oder einer bekannten Dame mit ihm zu zeigen, ging sie nun auf alles ein, was er vorschlug.

„Ich will Dir heute nichts verweigern.“ jagte sie und blickte ihm warm in die Augen, es ist heute gewissermaßen unser Verlobungstag.“

Er drückte fest ihren Arm, und bald saßen sie in der verschwiegene Ecke einer eleganten Bar und sahen sich das interessante Treiben des nächtlichen Berlin an. Marguerite lächelte ihrem Geliebten immer nur zu. Er hielt ständig ihre Hände und blickte ihr wie berauscht in die schönen, dunklen Augen, die ihn heute so heiß und seltsam anstrahlten.

„Du weißt, mein Liebling, was uns noch trennt, was unserer ewigen Vereinigung entgegen ist?“ „Ich weiß es. Du sollst nicht an meiner Liebe zweifeln. Die Welt kennt kein Opfer so groß, so unermeßlich, daß ich nicht für Dich tun könnte.“

„Und die Welt hat keine Liebe so groß und so heiß wie die meine, um Dich zu belohnen.“

„Was sprechen wir von der Welt. Mag sie zugrunde gehen. Was ist mir Freund, was Vater und Mutter, was Familie und Ehre... Du bist mein alles, meine Hoffnung, meine Seligkeit... Dich oder den Tod.“

„Dich und das Leben, sage ich.“

Stürmisch zog er sie hinter den roten Samtvorhang, der das einsame Tischchen verdeckte, und küßte sie leidenschaftlich und lange.

Sie schloß die Augen und überließ sich selig lächelnd dem Zauber dieser jungen, ungebändigten Liebe. Draußen fingen schon leichte, graue Striche im Osten an den Morgen anzuzeigen, als die beiden Arm in Arm die Linden hinunter schlenderten, ganz versunken in sich selbst, bis eine müde Droschke ihren Weg kreuzte, die auf Heinzens Anruf dicht neben ihnen hielt.

„Darf ich Dich begleiten?“ „Nein, nein; laß mich allein fahren.“ „Aber es bringt Dich doch freiz ein Cavalier nach Hause.“ „Nicht, mein Liebling, wir waren unbewußt genug heute.“ „Glücklich waren wir, selig.“



„Kaiser und Invalide“.

Schöpfer des tief empfundenen Kunstwerkes ist der bekannte Wiener Bildhauer Anton Grath, welcher derzeit an den Invalidenschulen des Professors Epizky in Wien als Lehrer tätig ist.

sie war ganz das liebende Weib, willenlos und ratlos, und nur die Liebe beherrschte ihr Wollen.

Erst der heranretende Kellner ließ die beiden aufschrecken aus ihrer Weltentrücktheit. Sie hatten nicht gemerkt, wie die Zeit dahingerronnen war, und hörten mit seltsamem Schauern von dem Wamnier Kirchurm die zwölfte Stunde schlagen.

„Haben Sie noch einmal nach dem Sanatorium des Herrn Doktor Mühlfort schicken lassen?“ fragte jetzt Heinz Liebenau den Kellner.

## Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courths-Mahler.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In den ersten Jahren war Gregor noch ständig im Saue gewesen, der ihr so widerwärtig war mit seiner kriegenden, schmeicheleischen Art, wie seine Mutter. Dann ging er fort, nachdem er ein Abiturium gemacht hatte, um an auswärtigen Universitäten zu studieren. Von da an sah sie ihn nur in den Ferien.

Gregor war ganz von Dheim Michael abhängig. Dieser bezahlte das Studium für ihn und gab ihm auch jetzt noch, da er Assessor war, einen reichlichen Zuschuß, damit er in Berlin anständig leben konnte.

Dheim Michael war inzwischen 60 Jahre alt geworden und fühlte sich schon seit Jahren leidend. Anna von Rehling wußte, daß er ein Testament gemacht hatte, aber trotz ihrer Klugheit und trotz allen Spionierens war sie nicht dahinter gekommen, wie er testiert hatte. Und das ließ ihr keine Ruhe. Wohl stand Gregor bei ihm noch immer hoch in Gunst und Anna von Rehling hoffte, daß ihn der Dheim zu seinem Haupterben eingesetzt hatte, trotzdem ihm Sanna verwandtschaftlich näher stand. Auch hatte die kluge Dame dem Professor zu verstehen gegeben, daß Sanna reich genug sei und sein Erbe nicht brauche. Aber sicher war sie doch nicht.

Hauptsächlich in der letzten Zeit waren ihr Bedenken aufgefliegen, ob Michael von Sachau zugunsten ihres Sohnes testiert hatte. Der alte Herr war jetzt zu leidend, um viel arbeiten zu können. So hatte er viel unfreiwillige Morgenstunden bekommen und das gefiel Anna von Rehling durchaus nicht. Er bekümmerte sich mit einem Male um allerlei Sachen, die ihm früher gleichgültig gewesen waren und hatte zuweilen einen so sonderbar forschenden Blick, der sie beunruhigte und zur Vorsicht mahnte.

Um für alle Fälle sicher zu gehen, begann sie nun ihren Plan stärker zu betreiben, aus Gregor und Sanna ein Paar zu machen. Dann war Gregor doch auf alle Fälle gesicherer und erhielt nicht nur das Vermögen des Dheims, sondern auch das Sannas. Und außerdem wurde er Herr über Glossow.

Mit ihrem Sohne hatte sie schon längst über diesen Plan gesprochen und es fand sich, daß Gregor ebenfalls die Möglichkeit erwogen hatte, „die Kleine“ kirre zu machen.

Mutter und Sohn arbeiteten sich nun auch in diesem Punkt in die Hände. Gregor begann, sobald er in den Ferien im Professorhause weilte, Sanna mit Eifer den Hof zu machen. An große Schwierigkeiten glaubte er nicht. Dank der Vorsicht seiner Mutter war Sanna von jedem Verkehr mit jungen Leuten zurückgehalten worden. Sie kannte nur die älteren, gelehrten Herren, die bei dem Dheim ein- und ausgingen, und diese kamen als Freier nicht in Betracht. Außerdem wußte Sanna, daß sie nicht wählertisch sein durfte, sie mußte froh sein, wenn ein Mann mit seinem ehrlichen Namen die Schmach, die dem ihren anbotete, zudeckte. So glaubte er sehr leichtes Spiel zu haben, zumal er ein statlicher, ansehnlicher Mensch war, dem sich die Frauen durchaus nicht abhold zeigten.

Zu seinem heimlichen Erlaunen merkte er jedoch, daß sich Sanna seinen Bewerbungen gegenüber sehr ablehnend verhielt. Sie kam ihm nicht nur nicht entgegen, sondern wich ihm sogar aus.

Da mußte also nun seine Mutter eingreifen, indem sie Sanna noch mehr als sonst an ihren besleckten Namen erinnerte. Sie ließ es nicht an diplomatischen Kniffen fehlen, um Sanna süßsam zu machen, und iparte nicht mit Andeutungen, wie sehr Gregor Sanna liebe und wie glücklich diese sein müsse, wenn ein so hübscher, ansehnlicher und ehrenwerter Mann sich um sie bemühe. Sie malte ihr verlockend aus, daß Gregor sie aus der

Sorgiam legte er die Decke um sie, dann, als der Kutcher schon ungeduldig zu werden begann, sprang er auf das Trittbrett, bog sich in den Wagen und küßte noch einmal den kleinen, schwelenden Mund, dann schloß er den Schlag.

Der Wagen rollte davon und Heinz sah ihn lange nach, um schließlich schwankend wie ein Träumender zu Fuß nach dem Lehrter Bahnhof zu gehen, von wo ihn der erste Frühzug nach seiner Garnison Rathenow zurückbringen sollte.

Als Lippe am nächsten Mittag nach seinem Bureau kam, fand er schon die sorgfältig eingezogenen Informationen über die Baronin Marguerite de Ribérac auf seinem Schreibtisch. Großmann hatte jede Zeitungsnote über die Baronin aufgehoben. Lippe überflog alles mit schnellem Blick. Nur das Endergebnis interessierte ihn. Die Baronin besitzt scheinbar große Einkünfte, die aus Frankreich stammen. Sie kaufte eine Villa in der Hildebrandstraße und zahlte die Summe von fünfzigtausend Mark bar an. Sie ist die Tochter eines deutschen Offiziers und erfreut sich des allerbesten Rufes.

„Also eine gute Partie,“ sagte sich der Detektiv. „Der junge Graf Liebenau ist also ganz klug, wenn er die wirklich reizende Witwe heiratet... Kommt also für unseren Fall kaum in Betracht.“ Er rief seinen Bureauvorsteher.

„Großmann, wir müssen die Auskunft über die Baronin noch etwas vervollständigen. Vor allem müssen Sie sich informieren, auf welche Weise ich ihre Bekanntschaft machen kann, was sofort nach meiner Rückkehr von Mohrungen geschehen muß.“

„Vielleicht durch den jungen Herrn Grafen.“

„Nein, das möchte ich nicht, ich will unauffällig herankommen.“

„Gut, Herr Direktor, ich werde alles vorbereiten.“

### 2. Kapitel.

Die Herrschaft Mohrungen lag am Kurischen Haff, und ihre ausgebreiteten Wälder beherrschten vom Ufer herab jedes Stück Wild. Es war ein fürstlicher Besitz. Angelehnt an eine waldige Anhöhe, erhob sich das Herrenschloß auf den Grundmauern einer alten Deutschritterburg. Weiße Terrassen stieg man hinab in einen ausgebreiteten Park, auf dessen Sohle ein traumhafter See eingebettet lag. Dann hob sich das Land wieder, und in herrlichen Spaziergängen verlor sich der Schloßgarten nach den Wiesen und endlich nach dem Dünenwald hinüber, der klein und kümmerlich aus dem Sande emporstach. Dahinter dehnte sich in unabsehbarer Fläche das blau schimmernde Haff aus, und an hellen Tagen konnte man wie eine Kata Morgana die Mehrung aus den Fluten steigen sehen.

Auf der anderen Seite des Schloßes zog sich ein mächtiges Moor hin, das nur vertrauten Jägern Zutritt gestattete. Satto kannte alle Schlechwege, er konnte getrost über die gelblich schimmernde, trügerische Decke den Sumpfvögeln nachsteigen, er konnte auch mit den langen Stiefeln in das schwarze Wasser treten, weil er wußte, wo der Boden fest war und wo er abfiel. Er liebte besonders die Moorjagd. Sie hatte einen eigentümlichen Zauber, gerade deshalb, weil sie nur für den Eingeweihten Reize enthüllte, der Fremde mußte in großem Bogen um das Moor herumgehen, oder durfte höchstens die Knüttelpfähle betreten, auf denen die Dorfswagen die Feuerung ins Schloß fuhren.

Raum vierzehn Tage war der Majoratsherr mit seinem Gast im Schloß anwesend, da begann ihn jene seltsame Unrast zu befallen, die das erste Todeszeichen bei seinen Brüdern gewesen war. Und als er abends in dem stillen Gartenjaal allein mit Kleitz bei einer Flasche alten Burgunders saß und die Sonne langsam und feuerrot im Haff versinken sah, meinte er: „Du, Kleitz, Gebotter Tod hat mir heute nacht sehr herzlich die Hand gedrückt.“

„Ach was, alter Junge, laß doch solche Gedanken nicht in Dir aufkommen. Ich mache mir

wahrhaftig Vorwürfe, daß ich Dich mit Lippe bekanntgemacht habe. Jetzt, wo ich hier in der Gegend mit Dir herumgeirret bin, muß ich sagen, es ist wirklich ein ungelundes Land. Dieser tief-liegende Schloßgarten, das endlose Moor mit seinen Torfjümpfen, Frelichtern und giftigen Schwaden, diese traurige, ausgedehnte, stundenweite Heide, die sich neben dem Moor hinzieht, der düstere Forst, wo kaum ein Lufthauch oder ein Lichtstrahl den Boden erreicht, das alles macht melancholisch. Ich will Dir was sagen, hier ins Schloß gehört eine lustige Frau, heitere Freunde, eine gefellige Hofhaltung, wie es sich für einen so kleinen Fürsten geziemt. Ein wackerer Deutschrittergeist muß hier einziehen. Gesang und Saitenspiel, Tanz und Kunst und schöne Frauen. Aber nicht immer diese stumpfsinnige Stille, die höchstens durch eine Treibjagd, oder eine Pirch mit den umwohnenden Schnapsbrennern und Zuderschloten unterbrochen wird. Gebrauche doch Deine Einkünfte, Junge.“

„Du hast gut reden und hast vielleicht auch recht. Die Gegend ist melancholisch, aber so schön, so zauberhaft schön. Sieh nur jetzt, wie die Sonne dort hinten im Haff versinkt, wie sie mit blutigen Fingern über die Wellen streicht, und wie der blaue Nebel geisternd aus der Tiefe hervortriecht. Selbst nach einem glühenden Augusttag, wie dem heutigen, umfängt uns der Abend mit kühlem Nenn. Das macht die Nähe des Nordens, die Nähe des Eises und das viele, viele Wasser, wohin man blickt. Komm, trinke aus, wir gehen zu Bett, und morgen früh um vier Uhr kommt Du mit mir ins Moor. Es wird immer ein schöner Tag, wenn die Sonne so blutfeurig untergeht. Und dann jingt es und klingt es im Moor, und wir überraschen das Wild bei der Morgenwilleite, es ahnt ja nicht, daß ein Jäger sich in dies geheimnisvolle Reich hineintraut. Ach, ich fühle mich wohl darin. Der Wörder kann mir nicht folgen. Komm, mir wird eiskalt.“ „Das Haff kommt herauf,“ sagen die Leute hier, wenn die Abendföhle eintritt, dann muß man zu Bett gehen.“

Getreu den Vorchriften, die Lippe gemacht hatte, waren zwei ineinandergehende Zimmer im Ostflügel für Mohrungen und seinen Freund eingerichtet worden. Die Schiebetür blieb offen, so daß sie während der ganzen Nacht einander zuzurufen konnten, und Kleitz immerwillig bereit war, wenn etwas Gewaltames geschehen sollte. Aber es geschah nichts. Nur das unerklärliche Angstgefühl hatte sich von Tag zu Tag gesteigert. Bloß wenn Satto mit seinem Freunde draußen einem kapitalen Rehbock nachschlich, war er einigermaßen frei von der langsam herankriechenden Gemütskrankheit.

Von Lippe und seinen Maßregeln wußten die beiden nichts. Täglich, wenn die Post in Mohrungen eintraf, erwarteten sie eine Mitteilung, immer war es eine Enttäuschung.

Kleitz redete seinem Freunde zu, demnächst eine große Hühnerjagd zu veranstalten und Männlein und Weiblein aus der weiten Umgebung einzuladen; er wollte den Zeremonienmeister machen und verpflichtete sich, ein Fest zustande zu bringen, wie es seit hundert Jahren auf Mohrungen nicht gesehen worden wäre. Satto ließ ihn gewähren, und da in seinem Gemütszustand eine Verschlimmerung nicht eintrat, die Krankheit vielmehr einen gewissen Stillstand erreicht zu haben schien, so war er ganz einverstanden. Warum sollte nicht Lärm und laute Lustbarkeit auf dem Schloße sein. Freilich, ein Fest durfte man nicht feiern, denn noch waren die Kränze auf dem Zinnberg in der Familiengruft nicht verdorrt vom letzten Begräbnis, aber eine Jagd konnte man immer veranstalten. Wer lustig sein wollte... pah, man mußte sich nicht um die Leute kümmern, die Trauer wohnt im Herzen und nicht in Formen.

(Fortsetzung folgt.)

engen Haß im Hause des Oheims einführen und ihr ein heiteres, sonntiges Leben schaffen würde.

An Sanna glitt das aber ganz wirkungslos ab. Sie hegte einen tiefinnerlichen Abscheu vor Mutter und Sohn, die sie instinktiv als schlechte, falsche Menschen erkannte. Lieber wäre sie gestorben, als Gregors Frau zu werden. Sie wußte auch ganz genau, warum sich Gregor so eifrig um sie bewarb.

So sehr sich Sanna aus dem einsamen, bedrückenden Leben hinaussehnte, an Gregors Seite wäre ihr auch der Weg in die Freiheit unerwünscht gewesen.

Und doch verlangte sie mehr denn je, sich von den drückenden Fesseln zu befreien, wenn sie sich auch zugleich vor der Welt da draußen fürchtete. Tante Anna hatte dafür gesorgt, daß sie sich wie mit einem Brandmal gezeichnet vorkam. Sie glaubte dies ohne weiteres, daß kein Ehrenmann die Hand nach ihr ausstrecken würde. So hatte sie sich fest vorgenommen, unvermählt zu bleiben. Nie würde sie ihre Hand in die Gregors legen, niemals.

Sanna besaß durchaus keinen leichtfertigen Charakter, wie Tante Anna Oheim Michael einredete, sie war im Gegenteil sehr ernst und schwermütig geworden durch ihr freudloses, bedrücktes Leben. Und so sehr sie sich nach Trost und Gemeinschaft sehnte, so vermochte sie doch nur traurig zu sein, weil auf ihrer jungen Seele ein schwerer Kummer lastete.

Mehr und mehr lernte sie, mit ihren klugen Augen Tante Annas falsches, berechnendes Wesen zu durchschauen, aber sie war zu stolz, ihr zu zeigen, wie sehr sie darunter litt. Nur selten ging der Minut einmal mit ihr durch, wie heute. Meist war sie still und in sich gekehrt und setzte nur den Bemühungen von Mutter und Sohn einen passiven Widerstand entgegen. Niemand wußte, wie es in ihrer Seele aussah und wie oft unruhige Fluchtgedanken hinter ihrer Stirne kreuzten. Das Glend ihres Lebens übermannte sie oft in der Stille ihres Zimmers. Dann warf sie sich weinend nieder und betete um Befreiung. Aber das graue Haus und die hohe Gartenmauer hielten sie fest. Wann endlich würde ihr Befreiung werden aus dieser niederdrückenden Gefangenschaft?

Sie seufzte tief auf.  
„Daß uns nun hineingehen, Tante Anna, damit Oheim Michael nicht warten muß,“ sagte sie hastig, denn sie konnte es kaum mehr ertragen, neben der alten Dame herzugehen.

Diese hielt sie aber noch eine Weile fest. Leise strich sie mit ihren fleischigen Händen über das kastanienbraune Haar der jungen Dame. Diese hatte dabei ein Gefühl, als sträubte sich ihr Haar vor Abneigung und Widerwillen.

„Mein armes Kind,“ flörte Anna von Rehling, „wie Du mir leid tust und wie gern ich Dir helfen möchte. Aber es liegt ja nicht in meiner Macht. Nur einen Ausweg wußte ich für Dich. Da ist ein Mensch, der Dich so sehr, sehr lieb hat, der alles andere vergessen und Dich erlösen würde aus aller Pein, wenn Du ihm nur ein Recht dazu geben würdest. Du weißt, wen ich meine. Gregor hat keinen heißeren Wunsch, als Dir das Leben leicht und schön zu gestalten. Er würde alles tun, um Dich glücklich zu machen. Du ahnst ja nicht, wie groß seine Liebe ist. Wir hat er sich anvertraut. Verschließe Dein Herz nicht länger seiner Liebe, reiche ihm Deine Hand zum Bunde für das Leben. Er wird Dich hinausführen in die Freiheit und wird Dich vor allem Rauhen und Schlimmen schützen. Keinen innigeren Wunsch hat er, als Dich zu dienen und Dir zu schaffen, wonach Du Dich sehnst.“

Sanna trat hastig einen Schritt zurück, so daß Tante Annas Hand von ihrem Schenkel glitt. Sie sah mit großen Augen in ihr Gesicht. „Bitte, laß dies Thema fallen, Tante Anna. Gregor hat mich über seine Wünsche nicht im Unklaren gelassen, und ich habe ihm deutlich genug zu verstehen gegeben, daß ich unverheiratet bleiben werde. Meinist Du denn, ich hätte den Mut, die Bewerbung eines

Mannes anzunehmen, wer er auch sei, nach allem, was Du mir über meine Eltern gesagt hast und über den Mafel, der meinem Namen anhaftet? Deiner Ansicht nach bin ich doch ein Geschöpf, dem jeder Mann weit aus dem Wege gehen muß. Wie kommt es nun, daß Du den Wunsch hast, daß ich Gregors Bewerbung annehme? Fürchtest Du nicht, daß dieser Mafel dann auch ihn trifft, und daß ich ihn mit meinen schlimmen ererbten Anlagen unglücklich machen könnte?“

Anna von Rehling ließ sich nicht verblüffen durch diese Frage.

„Aber mein liebes Kind, ich habe Dir doch da nur gesagt, wie alle Welt urteilen würde, und was Oheim Michael fürchtet. Ich denke doch viel milder über das alles, weil ich Dich liebe und weil ich weiß, daß Du trotz Deiner etwas ungebärdigen Art ein gutes Kind bist. Und ich weiß doch, daß Dich mein Sohn mit allen Fasern seines Herzens liebt, und daß er ohne Dich kein wahres Glück finden wird. Wie könnte ich mich da kleinlich und engherzig gegen eine Verbindung zwischen Euch auflehnen.“

Es zuckte in Sannas Gesicht wie Verachtung. Sie wußte sehr gut, daß Tante Anna es gewesen war, die Oheim Michael so lange von ihren schlimmen Anlagen erzählte, bis er daran glaubte. Und ebenjo gut wußte sie, daß Gregor sie gar nicht liebte, daß er einer großen Liebe überhaupt unfähig war, und daß er nur nach ihren Reichtum trachtete. Ach — sie kannte Mutter und Sohn behauerlich gut und durchschaute sie mit ihren geschärften Augen. Sie wußte sogar ganz genau, daß Gregor darauf rechnete, Oheim Michael zu beerben und ihm nur Zuneigung heuchelte. Das war alles so häßlich, so gemein. Ihr ekelte vor so viel Niedrigkeit und Heuchelei.

„Ich bitte dich, laß uns nicht mehr davon reden — ich bleibe unvermählt, es ist mein fester Entschluß,“ sagte sie hastig, und ehe Frau von Rehling etwas erwidern konnte, eilte sie dem Hause zu.

Ein trostlos schmerzlicher Ausdruck lag auf ihrem Antlit. Wie bittere Verzweiflung kam es über sie, daß sie gezwungen war, in Gemeinschaft mit diesen Menschen zu leben, und daß sie wie eine Gefangene gehalten wurde. Nichts, gar nichts hatte sie getan, um diese Behandlung zu verdienen. Man konnte ihr keinen anderen Vorwurf machen, als daß sie die Tochter ihrer Eltern war. Ihr stolzer Sinn litt unlagbar unter den Demütigungen, die man ihr täglich zufügte. Ein Wunder war es, daß sie nicht schon ganz dumpf und stumpf geworden war.

### 3. Kapitel

Michael von Sachau saß untätig am Fenster seines Arbeitszimmers. Er war wieder einmal, wie so oft in letzter Zeit, ganz unfähig, zu arbeiten. Sein nervöses Herzleiden machte ihn schlaff und elend.

Kraftlos und gebückt hielt sich seine hagere Gestalt in dem hochlehnigen Sessel. Das graue Haupt mit der hohen, kalten Stirn war geneigt, und die matten, ziemlich farblosen Augen blickten unter den bürschigen Brauen hervor in den winterlichen Garten hinaus.

Er sah Sanna auf das Haus zukommen und schob die Brille, die er auf der Stirn plaziert hatte, vor die Augen, um sie besser sehen zu können. Es fiel ihm auf, wie oft in letzter Zeit, daß sie sehr blaß und traurig aussah.

„Wie sie ihrer Mutter gleicht,“ dachte er. „Nur die Augen hat sie nicht von ihr, die hat sie wohl von ihrem Vater. Bettina hatte graue Augen — so gute, klare, helle Augen — wie war es nur möglich, daß sie sich so vergaß?“

Er konnte es doch immer nicht fassen und begreifen, daß seine Schwester Bettina leichtfertig geworden war. Und er hatte jetzt soviel Zeit zum Grübeln.

„Man hatte Bettina zu sehr verwöhnt, da ist sie auf Abwege geraten. Anna hat doch wohl recht

gehabt, wenn sie es mir zur Pflicht machte, streng mit Sanna zu verfahren. Aber leicht ist es mir manchmal nicht geworden. Ich habe kein Talent zum Erzieher. Wie sie nun wieder blaß und traurig aussieht — man möchte sie streicheln und trösten. Nein, nein — ich habe gar kein Talent zum Erzieher. Und gerade mir mußte das Schicksal eine solche Verantwortung aufbürden. Satt ist es mich oft genug angekommen, Sannas flehenden Augen gegenüber fest zu bleiben. Aber was half es. Man muß ja die ererbten Anlagen zu unterdrücken suchen.“

Trotzdem er sich das jagte, wußte er doch jetzt manchmal nicht, ob er recht getan hatte, Sanna so klosterlich erzogen zu haben. Auch jetzt kam ihm wieder dieser Zweifel, als er Sanna auf das Haus zukommen sah mit dem trostlosen Ausdruck im Gesicht.

Ja — der Herr Professor hatte jetzt viel Zeit zum Grübeln.

Nun sah er Sanna ins Haus verschwinden, und hinter ihr her glitt mit ihrem lautlos fahrenden Gang Anna von Rehling. Ihr großes, fleischiges Gesicht war wie im Unmut gerötet. Sicher hatte sie sich wieder über Sanna geärgert.

Der alte Herr seufzte auf und schob die Brille wieder auf die Stirn.

Gleich darauf trat ein Diener ein.

„Herr Professor, es ist in einer Minute fünf Uhr. Die Damen warten am Teetisch,“ meldete er in strammer Haltung.

„Es ist gut,“ antwortete der Professor und erhob sich sofort.

Der Diener entfernte sich. Er war gewissermaßen die Hand, die das Uferweert drehte, nach dem sich Michael von Sachaus Leben abspielte. Friedrich hatte darauf zu achten, daß der Herr Professor nicht über seinen Arbeiten das Essen und Trinken, das Schlafen und Ausgehen vergaß. Mit peinlicher Pünktlichkeit und Unerbittlichkeit sorgte er dafür, daß nichts vergessen wurde und er blieb stets wie das mahnende Gewissen neben seinem Herrn stehen, bis dieser sich erhob, um den Pflichten des täglichen Lebens nachzukommen. Herr und Diener nahmen das gleich wichtig. Und so drehte sich fast alles im Hause nach der Uhr des Dieners Friedrich, denn Michael von Sachau verlangte auch von allen Hausgenossen die gleiche Pünktlichkeit und es konnte ihn auf Tage in eine nervöse Gereiztheit bringen, wenn nicht alles auf die Sekunde klappte.

Der Professor begab sich unverzüglich in das Zimmer hinüber, wo der Tee eingenommen wurde. Es war, wie alle Räume im Hause, mit einer etwas alfränkischen Gebiegenheit ausgestattet. Das graue Haus und die Möbel gehörten zusammen schon seit vielen Jahren. Michael von Sachau hatte es von einem Oheim geerbt, der als Junggeselle gestorben war.

Anna von Rehling und Sanna standen bereits hinter ihren Stühlen an dem runden, hübsch gedeckten Teetisch, als er eintrat. Mit kurzem Gruß nahm er am Tische Platz und mit ihm zugleich die beiden Damen.

Sanna füllte die feinen Porzellantassen, legte in die des Oheims zwei Stück Zucker und stellte sie vor ihn hin. Tante Anna reichte das Körbchen mit Knusperchen und eine Platte herum.

Es wurde fast gar nicht dabei gesprochen. Meist wurden alle Mahlzeiten schweigend eingenommen, wenn nicht etwas von Wichtigkeit zu erörtern war. Sanna genoß nichts, als eine Tasse Tee. Sie hatte ein Lörtchen genommen, ließ es aber auf dem Teller liegen und sah mit starren Augen vor sich hin, als weilten ihre Gedanken in weiter Ferne.

Verstohlen betrachtete Oheim Michael ihr blaßes, trauriges Gesicht. Es traf ihn heute wie ein stummer und doch beredter Vorwurf.

„Bist Du nicht wohl, Sanna? Du siehst so bleich aus,“ sagte er plötzlich.

Sanna schraf zusammen. Selten genug richtete Oheim Michael das Wort an sie. Und nun



fragte er gar nach ihrem Ergehen. Das war ganz außergerwöhnlich.

„Ich bin ganz wohl,“ antwortete sie kurz und fremd.

Er wollte noch etwas sagen, aber da trafen seine Augen in die Tante Annas, die ihn wie mahnend anblinzelte. Da schwieg er.

Statt seiner nahm Tante Anna nun das Wort. „Ich wollte Dir sagen, lieber Michael, daß Gregor Anfang nächster Woche für einige Tage Urlaub hat und denselben mit deiner Erlaubnis hier verbringen will.“

Der alte Herr nickte.

„Ich weiß es. Gregor hat auch heute an mich geschrieben. Seine Zimmer sind ja bereit.“

„Gewiß, lieber Michael.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der erste Schuß.

Von Kurt Kähler.

Er war vor zehn Stunden mit einem Trupp Ersatzreservisten aus der Heimat gekommen, ein blonder, deutscher Mann, ein träumerischer Gesell, der nie an Krieg und Mordgedanken gedacht hatte. Nun lag er schon im Schützengraben irgendwo in der Champagne, in der vordersten Linie, ganz dicht beim Feinde.

Es war eine dumpfe Nacht. Der Mond hing glanzlos hinter den dunstigen Wolken, vor den Schützengräben lag das Schußfeld wie eine trostlose, mit felsigen Schattungen angefüllte Wüste. Unbestimmte Geräusche kamen unheimlich und verloren durch die Luft, oft klagend wie die Seufzer hintergebender Menschen.

Noch gestern in der Frühe hatte er alle Heiterkeit der unbesetzten deutschen Heimat unter der aufgehenden Sonne wunderbar erblühen sehen... nun war er seit vielen Stunden im Lande der traurig aufgewühlten Äcker, der weinenden Rüste und des krausen Negwerks der Schützengräben. Vor ihm, zwischen zwei Sandsäcken, lag das Gewehr. Ein Streifen Licht vom blassen Mond glitt über den Lauf, über die Mündung hinaus und detropfte ins Weisenlohe...

Ins Weisenlohe? Ach, dort drüben waren Menschen wie er, vielleicht auch Träumer und Grübler, hingebuckt an die nassen Wände der Gräben, lauern, lugend, alle Sinne in schmerzhafter Vereinsthaft, die Hand am Abzug des Gewehrs, hilflos hingegeben an eine ungeheuerliche Wirklichkeit, unstellt vom Tod, der aus dem Grauen der Kriegsnacht heraus unverhofft seine gelbe Zunge zeigte und mit scharfen Peitschen knallte, hierhin und dorthin.

Der deutsche Reservist spähte zwischen zwei Sandsäcken hindurch bang und nach in die Schattenwüste vor ihm. Seine Seele war dumpf wie unter der Last eines Traumes, der den Atem abschneidet und das Herz zerdrückt.

Mit einem Male horchte er auf. Etwas Dunkles bewegte sich hundert Schritt voraus, langsam, wie ein Sack, den unsichtbare Hände rollen. Schlich ein Mensch heran?

Der Deutsche griff zum Gewehr. Kroch ein französischer Soldat unhörbar zu den deutschen Gräben, mit einer entsetzlichen Wurfgranate in der Faust? Der blonde Deutsche hielt den Atem an. Er suchte den Abzug der Waffe. Seine Hand bebte.

Das Schattenbündel schob sich immer näher heran. Eine winzige Sekunde lang trat der Mond in eine Richtung des Wolfenbimmels, die Konturen wurden scharf, irgend etwas leuchtete weiß, das war ein Gesicht.

Eine Angst griff dem Deutschen ans Herz, eine Vision wogte dumpf durch sein Hirn. Er sah seinen Garten daheim in der Sommerstille... er sah all seine Blumen, die er pflegte... und das hohe Gras auf der Wiese unter den Apfelbäumen. Er hörte die Senje fixen und empfand den Schmerz, den seine Seele immer spürte, wenn das

blanke Messer unbarmherzig durch das frühlich gewachsene Gras schnitt und es hinnährte, daß es welf wurde und starb... Die Vision erlosch... er hielt ein Gewehr in der Faust, und im Verchluß der Waffe sah das mörderische Geschöß.

Ganz nah war der Schatten. Irgend etwas Blanfes warf einen Funken herüber. Dem Deutschen stieg es heiß in die Stirn, er biß die Zähne zusammen, schloß die Augen und zog das Gewehr ab. Die gelbe Zunge leckte aus dem Rohr, ein Knall peitschte über die Schattenwüste, ein Mann sprang schreiend hoch und fiel dumpf zurück.

Als der Deutsche die Augen wieder aufmachte, sah er vor dem Graben einen kleinen, dunklen Hügel. Ein Kamerad schlug ihm herzhaft die Schulter. „Brav geschossen! Der singt nicht mehr!“

Der Blonde hörte ihn nicht. Er sah den reglos an die Erde geduckten Menschenkörper und seine Seele fror. Er sah, wie eine geisterhafte Vision, die blinde Senje und das arme, hinsinkende Gras...

Nach dem seuchten Dämmerlicht kam die Sonne. Sie entzündete ein Meer von Licht auf den verwüsteten Feldern. Dreißig Schritt vor dem Graben lag der Tote, wie Wöhen flammten die roten Hosen, weiß leuchtete das Gesicht. Der deutsche Soldat sah nicht hin. Fröstelnd in der Kühle des Morgens lehnte er mit dem Rücken an der Grabenwand.

Durch den Verbindungsgraben kam die Ablösung. Nun ging es zum Schlaf, nun kam die schöne Sicherheit in den weißen Felsenhöhlen drüben am Walbrand. Lachend, sich mit Handschlag begrüßend, drängten die grauen, kriegsgewohnten Männer aneinander vorbei. Wie unter einer schweren Last geduckt folgte der Reservist. Hinter seiner Stirn arbeiteten seltsame Gedanken, unklare Empfindungen taumelten durch sein Blut.

Dann aber richtete er sich auf, lachte leicht hin, wie im Spott über sich selbst, und fuhr mit der Hand über die Stirn: „Ach was! Narr!“ Aber am Abend, als er wieder vor den Sandsäcken im Graben stand, kam es wieder. Er hatte gehofft, man würde den Leichnam im Laufe des Tages wegschaffen, aber er war noch immer da, lag wie ein verlorener Sack in der Dunkelheit.

Den Deutschen faßte der Zorn. Er griff nach dem Gewehr, als wollte er dem Toten noch ein paar Schüsse durch den erstarrten Leib jagen. Dabei knirschte er mit den Zähnen, als wollte er schreien: „Laß mich in Ruh, hörst Du?! Zehntausend von den Unsem liegen erschossen wie Du!“

Der Himmel war frei von Wolken, und der Mond stand weiß zwischen den Sternen. Wie schmerzender Schnee lag sein Licht auf der Erde, und alle Gegenstände, über die es hinglitt, wurden groß und standen da wie in bleiche Mäntel gehüllt.

Dem Deutschen stieg eine wühlende Angst ins Gehirn. Vor seinen weitgeöffneten Augen schien der Tote drohend zu wachsen. Das weiße Gesicht wurde unförmig groß, die Augen wurden wie schwarze Löcher, die weißen Hände schienen sich zu heben, unheimlich spreizen sich die Finger... seltsames Licht rann hindurch, wie Blut, weißglühend im Mondlicht. Das Grauen faßte den Deutschen. Wie unter einem qualvollen Zwang griff er nach dem Schanzzeug, das neben ihm lag, und kletterte die Brustwehr hinauf.

Ein Kamerad packte ihn. „Bist Du verrückt, Mensch?! Die Kerle knallen Dich weg wie ein Stück Vieh!“ „Laß mich!“ leuchte der Verstörte, riß sich los und stand bald jenseits des Grabens. Er hörte nicht mehr das Fluchen und Rufen der Kameraden.

Mit wenigen Sprüngen war er bei dem Toten. Er stürzte in die Knie, packte die Schultern des Franzosen und starrte ihn ins Gesicht. Der Mund des Erschossenen war fest ineinandergeklüffelt, die dünnen Lippen bogen sich wie unter einem spöttlichen Lächeln. Die Augen waren weit offen, aber sie zeigten nur das Weiße, das war grauenvoll anzusehen. Das rechte Ohr war von der Kugel zerfetzt, blutbefruchtet lag es unter dem schwarzen, verklebten Haar.

Der deutsche Soldat starrte minutenlang in die weißen, trostlos verquollenen Augen. Dann hob er die Hand und berührte mit zitterndem Finger die Augen des Toten, um die Lider zu schließen. Das Weiße rollte zurück, braune Pupillen wurden sichtbar, und nun sah das Gesicht wieder menschlich aus, felsam schön unterm weißblauen Licht des Mondes.

Da kam ein Blitz und ein Knall. Ein Geschöß pfiß hart an dem Deutschen vorbei. Der merkte es nicht. Er war über das traurig zerförrte Gesicht des Toten gebeugt und wußte nur das eine: „Ich hab' ihn getötet!“

Er hörte nicht mehr, wie die Kugeln aus den französischen Gräben um ihn langen, hörte nicht, wie weit hinter ihm die deutsche Artillerie mit gewaltig drohenden Schlachtrufen einsetzte. Durch die hohen Rüste heulten die deutschen Granaten, zerprangen mit heiserem Geheul über den Gräben der Franzosen und warfen den eisernen Tod hundertfach auf die Erde.

Mitten im Donnern und Morden verlor sich der Deutsche an die wilde Qual seiner Seele. Er hatte das Gefühl, mit diesem Toten in grenzenloser Einsamkeit zu sein, und dieses Empfinden bedeckte seine schmerzhaft erschlafte Sinne. Er lag halb bewußtlos auf der Erde und wühlte mit seinem Schanzzeug im weichen Boden... ein dumpf gepeinigter Mensch, der einem Menschenbrüder das Grab schaufelte. Tränen rannen ihm dabei über die Backen.

Die Stunden der Nacht gingen hin. Ein süßes Morgenrot blühte zaghaft im Osten auf, aber das Himmern der deutschen Geschütze zerbrach die rosenrote Luft. Die Hände des deutschen Soldaten bedeckten sich mit Nissen und Blut. Der Schweiß tropfte ihm aus der Stirn. Das Grab war halb fertig.

Da jubelte plötzlich Hornruf aus den Reihen der Deutschen. Wie auf Kommando verstimmten die Kanonen. Ein herrlicher Gesang rauschte aus zehntausend Kehlen zum Himmel empor, wie das Brausen seidener Fahnen, die sich im Winde bauschen. Sturmschreie gellten triumphierend dazwischen, wie weithin übers Fesd geschleuderte Gottesblitze.

Näh stieß der Deutsche das Schanzzeug fallen. Funken fielen in das Dunkel seiner Seele. Ertaunt, wie aus Schlaf und Traum erwacht, hob er den Kopf.

Das wunderbare, donnernde Lied der Deutschen braute heran. Drüben die Feinde, die ungeheure Masse der Feinde... vor ihm, verkümmert am Boden, ein einzelner, ein arnseiger Tropf, von einer deutschen Kugel gefüllt... gleichgültig, mer sie aus dem Rohr jagte, gleichgültig, wen sie traf... Und wie von einem Blitz getroffen zerrissen die letzten Schleier vor seiner Seele.

Herrgott im Himmel! Da tauchten sie aus den Gräben heraus, die Deutschen, endlos hintereinander, das Gewehr in der Faust, die Lippen zum Gesang geöffnet, mit ekstatisch glühenden Augen... nicht Männer, die Männer töten, Herrgott nein! Das ganze Deutschland reckte sich zornig empor, um das Schwert auf den Feind niederzujagen zu lassen, der ihm die Kehle zerdrücken wollte.

Schon waren sie um ihn und den toten Franzosen, die stürmenden Deutschen. Er warf einen reichen Blick auf den von seinem ersten Schuß gefällten Mann und lachte rauh. Was war ihm dieser Mensch!?

Mit einem jubelnden Schrei auf durstigen Lippen sprang er in den Graben zurück, ergriff sein Gewehr und stürmte, frei und leicht, als wären Flügel an seinen Schultern, mit den anderen in das Raufen der feindlichen Kugeln.

Hinter ihnen allen rollte, wie aus den Fluren Deutschlands aufsteigend, mächtige Strahlengarben auf die erschütterte Erde werfend, die glühende Sonne empor in den Himmel.

### Der Krieg vor 50 Jahren.

Von Professor Julius v. Pfugl-Hartung,  
Geheimer Archivar am Kgl. Geheim. Staatsarchiv  
in Berlin.

Um sich den gewaltigen Wandel der letzten Zeit klar und kurz zu vergegenwärtigen, braucht man nur ein Menschenalter zurückzublicken. Damals stand das Königreich Preußen gemeinsam mit Italien gegen das Kaisertum Oesterreich und die Mehrheit des deutschen Bundes im Kampfe. Heute befinden wir uns wieder im Kriege, doch als geeinigtes deutsches Kaiserreich fest und treu an Oesterreich-Ungarn gelehnt, und wir ringen mit der halben Welt, um das zu behaupten, was vor 50 Jahren angebahnt wurde. Damals galt ein Heer von einer Viertel-million Streitern als gewaltig. Heute wird nur noch Millionen in der Mehrzahl gerechnet. Damals schloß man mit Vorderladergewehren und -Geschützen, allein die preußische Zündnadel leitete, vielangezweifelt, die Neuzeit ein. Heute führt man nur noch Hinterlader in unheimlicher Vervollkommnung, unterstützt von furchtbaren Spreng- und Erstickungsgranaten, von Flugzeugen und Luftschiffen. Damals rang man frischfröhlich im Bewegungskriege, heute kennzeichnen viele hundert Kilometer von Schützengraben und Drahtverhauen die Fronten. Damals brachten der Feldherr und der Krieger die Entscheidung, heute gefellen sich zum Waffenwerk die Technik, der Wirtschaftskrieg und Erzeugungskrieg. Damals konnte sich der Feldzug in achtzehn Tagen entscheiden, jetzt ringt man schon zwei Jahre zu Land und zu Wasser, ohne ein Ende abzusehen.

Vor 50 Jahren verteidigten Oesterreich und die größeren deutschen Staaten die Ueberlieferung, den Zusammenschluß im deutschen Bunde mit weitgehender Landeshoheit, während Preußen etwas Neues, ein starkes mitteleuropäisches Reich erstrebte. Das Haus Habsburg hatte allmählich ein buntschekiges Völkergemisch unter seiner Herrschaft vereint, die sich vom Elsaß bis nach den Karpaten erstreckte, es hatte das römische Kaisertum deutscher Nation in fast erblichen Besitz genommen und verwaltete es gleichsam im Nebenamte. Aber gerade deswegen gingen die Dinge schlecht, die Hausinteressen, die Bestrebungen der Donaumonarchie deckten sich um so weniger mit denen des deutschen Volkes, als sie zum großen Teile aus Nichtdeutschen bestand und es schon ihrer Lage wegen die Augen mehr nach Osten und Südosten als nach Westen auf Frankreich wandte. Unter solchen Umständen strebte fast der preußische Staat empor, der bis auf König Friedrich Wilhelm II. das zufällige Glück hatte, fast rein aus Deutschen zu bestehen und die natürliche Schutzwehr wider Polen, Schweden und bis zu gewissem Grade wider Frankreich zu bilden. Der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen beherrschte die Geschichte Mitteleuropas im 18. Jahrhundert und schleppte sich durch den deutschen Bund ins 19. hinüber. Die Nebenbuhlerschaft bewirkte eine tiefgründige Schwäche nach außen und innen. Das deutsche Volk spielte nicht annähernd die Rolle in Europa und in der Welt, die ihm nach Menschenzahl und Geisteskraft zukam. Die Einheitslichkeit eines großen, umfassenden Vaterlandes wurde der Traum und das Ziel der Besten. Aber man kam nicht vorwärts bis Bismarck an die Stelle von Wünschen und Bestrebungen die Macht und den Willen setzte: das halbpreußische Oesterreich erst staatlich auszuscheiden, um es dann womöglich als Bundesgenossen wieder anzugliedern. Statt der unglücklichen Doppelhebel sollte das Uebergewicht Preußens die Zukunft des deutschen Volkes bestimmen. Doch das entsprach weder dem österreichischen noch dem großdeutschen Gedankengange, und so mußten die Waffen entscheiden.

Auf der österreichisch-großdeutschen Seite fand sich die zahlenmäßige Uebermacht und sie hatte für sich die Gewohnheit und Stimmung des weit überwiegenden Teiles des Volkes, man möchte sagen: das Recht der Geschichte. Ihre Schwäche beruhte in dem, was Preußen eben bekämpfte, in der Belschämigkeit, Uneinigheit und namentlich bei den Süddeutschen im Mangel an militärischer Vorbereitung und Schlagfertigkeit. Preußens Krone trug ein Mann, der die bedeutendsten Geister der Zeit um sich versammelt hatte. Er besaß eine tüchtige, einheitliche Armee, die er selber ins Feld führte: überall Wille und Gehorsam, dazu das überlegene Zündnadelgewehr und der beste Generalstab der Welt. Die Heeresmaschine, welche Bismarcks Politik in eine günstige Lage gebracht und der Kriegsmminister Roon leistungsfähig gemacht hatte, wurde in Bewegung gesetzt von einem weitreichenden Strategen und millenswichtigen Vertreter des Vernichtungskrieges, von Moltke.

Von vornherein hatte er die Absicht, angreifend vorzugehen, obwohl dann alle Vorteile sich

Armee ihre Vereinigung mit der zweiten suchte. Sie bestand steige die Gefechte bei Bobol, Hühnerwasser, Münchengrätz und am 29. Juni bei Gitschin. Dabei drang sie so rasch als möglich vor, um den Feind zu verwirren und den schwierigen Austritt der schwächeren zweiten Armee aus den böhmisch-schlesischen Grenzgebirgen zu erleichtern.

Das kronprinzliche Heer rückte in drei Abteilungen einher, welche sämtlich auf österreichische Streitkräfte stießen, die nördlichste bei Trautmanau. Diese wurde durch den unerwarteten Widerstand überrascht und versuchte mit schwächeren Kräften den vom Feinde besetzten Kapellenberg zu erstürmen, was aber erst nach wiederholten Fehlschlägen gelang. Der österreichische Führer Gablenz bezog nun eine zweite, etwas weiter zurückgelegene Höhenstellung, und als er sich hier nach schwerem Kampfe verdrängt sah, bot er eine halbe Stunde weiter zum dritten Male die Stirn. Die Preußen waren durch Märsche, die Schwierigkeit des Geländes und Kampfanfrenzung völlig erschöpft, setzten aber dennoch ihren Vormarsch fort. Das gereichte ihnen zum Unheil, denn Gablenz zog beträchtliche Verstärkungen heran, mit denen er nun zum Angriff überging. Er trieb die Preußen auf den blutgetränkten Kapellenberg zurück, umfaßte sie hier und warf sie freilich unter schweren eigenen Verlusten durch das niebermähende Zündnadelgewehrfeuer über den Haufen. Hiermit war der Sieg für Oesterreichs Fahnen entschieden, doch was half es! An demselben Tage (27. Juni) unterlagen sie dem Anpralle Steinmengers bei Nachod, am 28. bei Soor und Stalitz, am 29. bei Schweineschädel und Königinhof. Auch die zweite Armee stand nun in Böhmen. Die Absicht Benedeks, sein Hauptheer mit voller Wucht auf den Prinzen Friedrich Karl zu werfen, war gescheitert.

Um sich der drohenden Umflammerung zu entziehen, wich der kaiserliche Feldherr auf Königgrätz zurück, wo er nach kurzem Schwanken in starker Stellung die Entscheidungsschlacht annahm. Noch befanden sich die beiden preußischen Heere mehrere Meilen weit von einander entfernt. Diesen anscheinend ungünstigen Umstand benutzte Moltke zu dem kühnen Plane, den Gegner zugleich von vorn und seitwärts zu fassen. Morgens am 3. Juli eröffnete Friedrich Karl die Schlacht in der Front; aber alle Angriffe auf die kanonenbesetzten Höhen von Chlum scheiterten. Im Schwiepwalde fochten schließlich 14 marchmüde preußische Bataillone gegen 43 österreichische, und das noch unter einem Hagel von Granaten. Es stand zu befürchten, daß die Kraft der Angreifer erlahme und Benedek mit Heerferven einen erfolgreichen Vorstoß in der Mitte mache. Da in höchster Not nahe mittags



Französische Flugzeug-Reparatur-Werkstatt auf dem westlichen Kriegsschauplatze.

zunächst auf der Seite des Gegners befanden, denn Böhmen liegt ungemein günstig für die Verteidigung. Es schiebt sich gegen Preußen und Sachsen vor wie eine natürliche, von Gebirgsmauern umschlossene Festung, in deren Schutz der tüchtige General Benedek seine Streitkräfte sammelt und sachgemäß aufstellen konnte, gefördert durch Benutzung der inneren Linie. Also das Wagnis eines Einmarsches war groß. Aber solche Schwierigkeiten reizten einen Moltke und seine tatendurftigen Heerführer mehr, als sie schreckten. Es wurden zwei Hauptarmeen gebildet, eine westliche, die bis Görlitz stand, und eine südböhmische in Schlessien, die erste oder die Elbarmee unter dem Dänensieger, dem Prinzen Friedrich Karl, und eine zweite unter dem preußischen Kronprinzen. Der Zahl nach hielten sich die preußischen und österreichisch-sächsischen Streitkräfte ungefähr die Wage, sie betragen hieben und drüben etwas über 250000 Mann. — Die Aufstellung des preußischen Heeres konnte am 10. Juni als beendet gelten, sechs Tage später erfolgte der Einmarsch in Sachsen, welches ohne Schwierigkeit besetzt wurde, worauf man ohne Zaudern die böhmische Grenze in der Richtung Gitschin überschritt. Hier sollte die erste

Hilfe: der Kronprinz kam. Die Truppen mußten einen weiten Marsch durch aufgeweichten Lehmboden zurücklegen. Der furchtbare Kanonen Donner mahnte zur Eile. Manch Tapferer brach atemlos zusammen, aber vorwärts, vorwärts! an den Feind. Das Glück belohnte die Anstrengung. Die zwei Korps, welche von Benedek vorzöglig auf den rechten umgebogenen Flügel gestellt waren, hatten ihren Platz eigenmächtig verlassen, um sich am Ringen in der Front zu beteiligen. So fand der Kronprinz den Weg seitwärts offen. Rasch raffte Benedek in Schwiepwalde zerstreute Truppenteile gegen ihn zusammen; sie wurden geworfen und Chlum im Sturm genommen. Das Feuer der österreichischen Batterien verstummte; hastig und zerrüttet flohen die Geschlagenen auf der einzigen Rückzugstraße.

Wie einst 51 Jahre früher Blücher und Wellington auf dem blutgetränkten Felde von Belle-Alliance, so begrüßten sich jetzt die beiden Hohensollern, der König und sein Sohn, auf Böhmens Gefilde.

Bei Königgrätz verlor Habsburg nicht nur eine Schlacht, nicht nur den Feldzug, sondern auch seine Vormachtstellung in Deutschland. Sie bedeutete zugleich das Ende des deutschen Bundes und des alten „deutschen“ Oesterreich.

### Das lebende Paket.

Skizze von Reinhold Braun.

Oberpostinspektoren Kubide fuhr erschrocken zusammen und faßte nach seiner Nase, und gleich darauf begann er heftig zu niesen.

Etwas war ganz plötzlich und haarig an den Nasenlöchern vorbeigeschnurrt und hatte dadurch einen starken Wind tief hineingeblasen. — Haaki! Haaki! — Kubides gemütlich dreinschauende Augen schwammen vor Erregung bereits in Tränen, so daß seine Rechte eilig nach dem Rockschöß fuhr und das Schnupftuch herauszerzte. Nun hing es gar lieblich wie ein Fähnlein von der Spitze der empörten Nase hernieder.

Siffist . . . . . Da schnurrte schon wieder etwas und nun gegen das rote Täschlein, brummte arg und fiel dann hart zu Boden. Durch den feuchten Schimmer seiner Augen sah Herr Kubide auf der Erde zwischen den weißen und gelben Papierresten einen richtigen Mailäfer. Also nun hatte er des Rätsels Lösung: Was da vorhin an seiner Nase vorbeigeschnurrt war und ihm das üble Kitzeln verursacht hatte, war — war — ein Mailäfer gewesen. Aber Herrn Kubides Geist konnte nicht fassen, wie diese Waldbewohner in die ehrfurchtgebietenden Räume des kaiserlichen Postamtes eingebrochen sein konnten, und noch dazu seine Nase als Ziel ihres Freiheitsdranges ausersahen? Sollte etwa einer seiner Amtsgenossen ihm, dem immer alles Verzeihenden, einen lustigen Streich spielen wollen?

Kubide nahm das hilflos auf dem Rücken zappelnde Mailäferlein zärtlich in die Hand und betrachtete es mit solcher Zuneigung, wie es wohl ein Knabe tut, der am 1. Mai den ersten Mailäfer des Jahres ficht. Er dachte tatsächlich auch an seine waldseligen Kindertage.

„Kubide, was haben Sie denn da?“ —

Kubide fuhr aus seiner Versunkenheit auf. Der Postinspektor stand vor ihm. Unser Freund aber stand mit einem etwas verduhten Gesicht vor dem Vorgesetzten, die Hände, so gut es ging, an der Hosennaht, d. h., aus der linken Hand hing das rote Schnupftüchlein hernieder, in der andern, die zur Faust geballt war, trabbelte mit halb ängstlichen, halb wütenden Gebärden der kleine braune Gefangene aus dem Walde.

„Einen Mailäfer, Herr Postinspektor!“

„Einen Mailäfer, Kubide? Den haben sie sich wohl gestern auf einem Ausfluge gefangen?“

„Nein, Herr Postinspektor, den habe ich hier im Packraum eben gefangen!“

„Aber, Kubide, hier?“

Da fuhr durch Freund Kubides Gehirn ein Gedanke wie ein Blitz durch einen dunklen Himmel. Jetzt hatte er's: Die Mailäfer mußten aus einem der vielen Pakete kommen.

Da brach auch schon aus seiner freudig erregten Seele der Ruf: „Herr Postinspektor, ich glaube, die Mailäfer kommen aus einem der Pakete dort!“

Siffist . . . . .

Siffist . . . . . Und gleich dahinter noch einige Male so.

Der Vorgang wurde beängstigend.

Schnell entschlossen bückte sich jetzt Kubide zu dem bunten Durcheinander der Pakete nieder. Laufend wie eine Patrouille auf dem Schleichgange legte er das Ohr gegen den Paketberg. Bums, da knallte auch schon ein neuer Käfer gegen seine Stirne. Mutig bohrte er nun seinen Kopf in den Berg hinein.

Wirklich da hörte er ein Krabbeln und Kragen. Nun hielt er das lebendige Paket in den Händen und zeigte es triumphierend seinem Vorgesetzten. Der stopfte sogleich mit seinem Zeigefinger das Loch an der einen Ecke des Päckchens zu.

Dann las er die Aufschrift: „An Max und Grete Schmidt, Berlin usw.“ Der Abfender war „Landsturmann August aus . . .“ Also aus Frankreich war das Päckchen hergewandert.

Der Herr Postinspektor stand immer noch und hielt das Päckchen so behutsam wie ein Winkelfind.

Dann aber rief er mit Kommandostimme durch den großen Packraum: „Alle Mann antreten!“ In wenigen Sekunden standen ungefähr zwanzig Mann in Reih und Glied: Postboten, Schaffner und Depeschenjungen. Ueber den Köpfen der Angetretenen schnurrten und freisten die Flüchtlinge gar ängstlich um die hell flammende Bogenlampe, etliche stießen sich dabei arg den Kopf an dem weißen Glase und prallten in die Kolonne hinein.

„Schnell die Mailäfer einfangen!“ tönte des Inspektors Stimme.

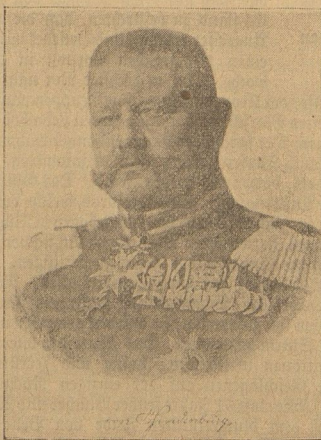
Das lustige Bild, das nun folgte, kannst du dir selbst ausmalen! Ich glaube, du wirst ein wenig schmunzeln. Auch wirst du hören, wie einige der fröhlichsten Mailäferfänger singen: „Mailäfer, fliege, dein Vater ist im Kriege . . .“

Alle französischen Mailäfer aber wurden eingefangen, und das Päckchen ist heil in die Hände der Kinder des braven Landsturmannes gekommen.

### Kriegs-Allerlei

**Nichtraucher unter den Heerführern.** Daß der trotz seines hohen Alters (über 80 Jahre) noch recht rüstige Generalfeldmarschall Graf von Haejeler stets strenger Tabakgegner war, ist ziemlich bekannt. Seine Ansicht über das Rauchen der Soldaten faßte er einmal in den Satz zusammen: „Diejenigen, die ihren Körper nicht erzogen haben, überwinden mittels des Rauchens den Hunger, indem sie sich darüber hinwegtäuschen; aber körperliche Leistungen hilft der Tabak nicht überwinden.“ Für das österreichisch-ungarische Heer bildet der den Tabak gleichfalls meidende Generalstabsoberst Freiherr Conrad von Högendorf das beste Beispiel dafür, daß man kein solches „Anregungsmittel“ braucht, um andauernd die schwierigsten geistigen Arbeiten verrichten zu können. Weniger bekannt ist, daß auch Generalfeldmarschall von Madenjen (nach dessen Lebensbeschreibung von W. Kenner, Berl. Scherl) nie geraucht hat. Vollständigkeit mit größter Gewandtheit und Ausdauer gepaart haben wir bei dem Fliegerleutnant Zimmelman, der sowohl Nichtraucher, als auch Alkohol- und Fleischgegner war, gefunden.

**Das Alkoholverbot in Rußland.** Ueber die Wirkung des Alkoholverbotes in Rußland erfährt eine schweizerische Zeitschrift durch Bericht eines Lesers, der Professor in Rußland ist, folgendes: „Die Personen, welche Rußland vor dem Krieg verlassen haben und den gegenwärtigen Zustand wiedersehen könnten, würden ihren Augen kaum trauen. Man sieht keine Bettler mehr in den Straßen, keine Betrunknen wälzen sich mehr in den Gassen. Wenn man bedenkt, daß 60 v. H. der Löhnung des Arbeiters in Stadt und Land durch den Wuttf aufgezehrt wurde, dann kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen von der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sittlichen Wohlfahrt der Bevölkerung trotz der durch den Krieg ihr auferlegten Entbehrungen. In der Tat sind alle diese häßlichen Verarmungserscheinungen, welche der Alkoholenutz hervorruft, verschwunden, und nichts wirkt überzeugender als der letzte Bericht über die Tätigkeit der staatlichen Sparkassen, welche während des Monats November 1915 mehr als 50 Millionen höhere Einlagen erhalten haben als im gleichen



Bildgröße 28x38 cm

Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

## BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

### Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft  
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangt zur Ausgabe:

Kaiser Wilhelm II.  
Wilhelm, Kronprinz

von Preußen

Rupprecht, Kronprinz

von Bayern

Herzog Albrecht von Württemberg

von Beseler, General der Inf.

von Bülow, Generaloberst

von Einem, General der Inf.

von der Goltz, Generalfeldmarschall

von Hindenburg, Generalfeldmarschall

von Heeringen, Generaloberst

von Kluck, Generaloberst

✍

Monat des Vorjahres. In unserem Hause wohnt ein Beamter der staatlichen Sparkasse, seine Räume werden nicht leer, seine Kunden sind in der Hauptsache Arbeiter und Bauern aus der Umgebung. Man hört von allen Seiten die günstigen Berichte über die geradezu auffallend guten Folgen der ganz gründlichen Einschränkung des Alkoholgenusses. Dabei hatte Rußland 1902 einen Branntweinverbrauch von nur 4,7 Liter (zu 50 v. H.) je Kopf, Deutschland dagegen 1908 noch 8,4 Liter (zu 50 v. H.) je Kopf. Da Rußland seine einschränkenden Maßnahmen auch nach dem Krieg beibehalten wird, so wird es wohl das nüchternste Land der Erde und uns weit überlegen sein, was im Hinblick auf die Vermehrungsziffer und die Volkskraft der russischen Bevölkerung uns recht wohl zu denken geben darf. Sch.

Heiteres

Maledetta guerra! Ein hoher italienischer Offizier inspiziert die Vorposten. Hierbei belauscht er zwei Landstürmer, die abwechselnd fluchen und wehklagen. Der Offizier tritt an sie heran und fragt: „Was hast Du, amico?“ — „Reißen in den Gliedern, Signore!“ — „Und Du?“ — „Hotel in Venedig, Signore!“ M—e.

„Kostspielige Siege.“ Der „Evening Standard“ nennt die Schlacht vom Stagerrath einen „kostspieligen Sieg für England“. Andere englische Blätter urteilen ähnlich. Mit Unrecht! Der Sieg war für England nicht viel kostspieliger als die Siege von Salamis und Marathon für die Perser, die Siege von Cannae und im Teutoburger Walde für die Römer, der Sieg von Hastings für die Angelsachsen, die Siege von Malplaquet, Rossbach, Austerlitz, Waterloo, Metz und Sedan für die Franzosen, die Siege von St. Quentin, Gallipoli und Kut el Amara für die Engländer. Man kann aus der erwähnten Aeußerung der englischen Blätter aber mit einiger Befriedigung entnehmen, wie kostspielig sich die Engländer und ihre Bundesbrüder ihren viel-gepriesenen „Endsieg“ vorstellen! („Kladderadatsch.“)

Uebereinstimmend. Auch in England wurde nach unserm Beispiel die Sommerzeit eingeführt. Nur Geduld, England wird sich allmählich noch zur Anerkennung unserer Kriegsziele befehren, da es ja in den Abträgen bereits mit uns übereinstimmt.

Hat genug. Weshalb gerade Amerika berufen sein soll, den Frieden zu stiften? — Er, ganz einfach: Es hat bei den Munitionslieferungen so massenhaft verdient, daß ihm sämtliche Kriegsführenden bestimmen müssen, wenn es ihnen zurecht: „Es ist genug!“ („Kladderadatsch.“)

Praktisches Geschenk. Herr: „Oh die Vase müssen Sie sorgfältig verpacken, die ist kolossal zerbrechlich; an wen geht die Sendung?“ — Fräulein: „An den Onkel, der im Schützengraben liegt; der hat nächste Woche Geburtstag!“ („Fliegende Blätter.“)

Gins von beiden. Hausherr: „Soeben habe ich mir'n Lotterielos gekauft; vielleicht haben Sie Glück!“ — Mieter (erstaunt): „Ich?“ — Hausherr: „Freilich! Wenn ich nämlich nichts gewinne, werden Sie nächsten Monat gesteuert!“

Vorzug. Mann: „Weißt D', eine Trompete ist mir doch lieber als Du!“ — Frau: „Warum? Die ist doch noch lauter!“ — Mann: „Aber man kann das Mundstück abschrauben!“ („Meggendorfer Blätter.“)

Ad hoc! A.: „Ich schreibe eine Abhandlung: Kniffe der Preistreiber und unsere Behörden.“ — B.: „Den Titel würde ich aber umstellen und die Kniffe der Preistreiber zuletzt nennen.“ — A.: „Weshalb das?“ — B.: „Aber Menschenskind, unsere Behörden können doch durchaus nicht dahinter kommen!“

Ein weiches Gemüt. Richter: „Erst haben Sie den Kläger blutig geschlagen, dann ließen Sie ihn hilflos liegen!“ — Angeklagter: „Ja, wissen S' Herr Richter — i kann halt kei Blut sehn!“

Vor der Pariser Börse. „Können Sie mir nicht eine größere Summe Siegesanleihe ablassen?“ — „Wie soll ich zu deutscher Anleihe kommen?“

Die neueste Verordnung. Er: „Nadeln wir Sonntag spazieren?“ — Sie: „Geht ja nicht; zweckloses Nadeln ist verboten!“ — Er: „Na, wenn wir uns unterweg's verloben, dann hat's ja 'n Zweck!“

Die Pfingstpartie. Ich machte einen Ausflug in die Umgegend Berlins. Schließlich hatte ich mich im Walde etwas verlaufen und fragte einen des Wegs kommenden Landmann, wie ich am besten nach Berlin komme. Der Befragte fragt sich nachdenklich hinterm rechten Ohr und meint dann: „Nach Berlin? Ja, wissen Sie, lieber Herr, da sind Sie ja schon lange vorbei!“

Keine Freude. „Sag mal, Junge, warum freust Du Dich denn so?“ — „Mutter hat die Brotkarte verloren, und nu kann sie keene Seeje koojen.“ („Lust. Bl.“)

Es war einmal. Nun, hat auch die Großmutter recht hübsche Märchen erzählt? Ja, die Küchensettel von ihrem Abreißkalender hat sie uns vorgelesen.“

Erläut. „Warum ist denn eigentlich der Klavierabend des Wundertrabens abgefragt worden?“ — „Weil er hat einrücken müssen!“ („Meggend. Bl.“)

Rätsel-Ecke

Rätsel.

Durch's Erste glaubte man die Zukunft sonst zu deuten. Durch's Zweite wähen wir die Zukunft zu bereiten. Doch ist das Ganze nur der Gegenwart geweiht, Und selten, daß es sich der Zukunft freunt.

II.

Wenn dich auf rauhem Pfad die Erste schredt, Wenn Stürme dir die beiden Letzten rauben, So jage nicht und halte fest den Glauben An jene Zeit, wo dich das Ganze dect.

Schleiermacher.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Wp.

Neu! D. R. G. M. 646 677 Neu! Selbstschliessende Brotmarkentasche mit Vorrichtung zum Befestigen an die Markttasche. Verlieren oder Beschmutzen der Brotmarken unmöglich, weil Tasche stets geschlossen. Die neue Tasche schließt sich nach jedem Öffnen von selbst. Preis 60 Pfg. auch in Briefm.-frko. Zu beziehen durch H. Thelen, Elmhorn-Str. Preisliste meiner sämtl. Waren gratis.

Gegen Hämorrhoiden ist das Beste Aphanonad (ges. gesch.) Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee. Alle 4 Mittel zus. 10.— M. Porto extra. Gegen Nachnahme.

Apotheker F. Pollack, Friedeburg a. Qu.

Warzen Malo u. Hautverrückungen entfernt sicher, schmerz- u. gefahrlos das neue Warzenmittel Warz-ab Preis Mk. 1.— Porto extra Apotheker Max Nagwar, Berlin 171 Blüthenstraße 56

Anzeigen haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Im Verlage der Preussischen Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW68, Ritterstraße 30, ist erschienen

Plate, Handbuch für das

Preuß. Abgeordnetenhaus

Das Buch enthält die Geschäftsordnung, die Preussische und die Reichsverfassung, eine sorgfältige Bearbeitung der Wahlvorschriften für das Abgeordnetenhaus, die Lebensbeschreibungen und Bildnisse aller Mitglieder des Hauses, eine ausführliche Statistik der letzten Abgeordnetenwahlen, die Programme und Wahlaufträge aller Parteien, sowie eine Reihe interessanter finanzstatistischer Tabellen, worunter eine Zusammenstellung der Brutto- und der Nettoeats seit 1900. Es wird allen politisch interessierten Kreisen, namentlich den Wahlvereinen in Stadt und Land, aufs Dringendste empfohlen.

Preis in Leinwand gebunden 7,50 M.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Klischees in Autotypie und Stich Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstr. 30

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 und 152 65.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Table with 2 columns: Wine name and price. Obermoseler 1.—, 1914er Remicher 1.10, 1911er Wormeldinger 1.30, 1911er Enkircher 1.50

Rhein- und Pfälzer-Weine

Table with 2 columns: Wine name and price. 1908er Gensinger 1.10, 1911er Bingerter Kahlenberg 1.30, 1912er Niersteiner 1.50, 1910er Hallgartener 2.—

Rot- und Bordeaux-Weine

Table with 2 columns: Wine name and price. St. Laurent 1.40, 1911er Cru du Moulin 1.60, 1909er Saint Seurin 1.75, 1911er Cru Bayle Soussans 2.—

Als Spezialität empfehlen wir:

Table with 2 columns: Wine name and price. Französischer Rotwein 1.75, Obermoseler 1.10, Edenkobener 1.10, Tarragona (rot) portweinähnlich 2.25

In Korblaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um geill. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Blitz-Strick-Wolle liefert auch ein Privats (Wasser frei) die Erfurter Garnfabrik Hoflieferant in Erfurt C. 247.



DRESDEN, Scheffelfabrik „Atama“, Straußfedern hat allein 10 Jahre 1600 und folgen: 30 cm lang 3 Wtl., 35 cm 4 Wtl., 40 cm 5 Wtl., 45 cm 8 Wtl., 50 cm 12 Wtl., 55 cm 18 Wtl., 60 cm 25 Wtl. Schmale Federn, nur 15—20 cm breit, folgen 50 cm lang 3 Wtl., 60 cm 6 Wtl. Straußfedern 5, 10, 20 Wtl. Reiger 1, 2, 4, 6 Wtl. bis 60 Wtl. Südvlamen 1 Karton voll 3 Wtl.

Mein neues Bett.

Hochfein, rot, dicht Daunenkörper, große 1 1/2 schläfl. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 18 Pfd. Halbdunen und zartweichen Federn, das Gebett M. 45.—, dasselbe Bett mit Daunendecke M. 50.—, Feinstes herrschaftl. Daunendeck M. 55.—, Zweischläflig jedes Bett M. 5.— mehr. Nichtgefall., Geld zurück. — Katalog frei. 45 000 Kunden. 1600 Dankschreiben. Bettenfabrik

Th. Kranefuß, Kassel 44.

Sommersprossen

entfernt nur Crème Amy in wenigen Tagen garantiert. Mächen Sie einen letzten Versuch; es wird Sie nicht reuen! rko. M. 2.70 (Nachn. 2.95). Gold-Malle-London Berlin, Paris 1888, in der Welt beglaubigte Dankschr. besitzt hier für nord. Apotheke z. eisernen Mann, Strassburg 16 Els.

# Gegen Gicht und Rheumatismus

## nur Girheubin

**Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel**

Vollkommen unschädlich!

**Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit**

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

**Preis der Dose: Mark 3.50**

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18.—** franko.

In den Apotheken erhältlich  
oder durch die

**Girheubin G.m.b.H.**  
Berlin SW, Ritterstraße 50



### Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

**Dr. Walter V. . . , Bützow.** Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

**Dr. med. F. . . , Kaulsdorf (Ostbahn).** Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

**Dr. N. . . , Frankfurt a. M.** Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

**Dr. B. . . , Wolfsbüttel.** Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

**Dr. A. . . , Bensheim.** Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Derselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

**Dr. R. . . , Uelsen.** In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

**Dr. L. . . , Friedberg (Oberbay).** Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

**Dr. A. A. . . , Rosenheim.** Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

**Dr. R. . . , Benrath.** Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

**Dr. H. . . , München.** Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

**Dr. med. S. . . , Saarburg.** Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

**Dr. W. . . , Baunach.** Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

**Dr. F. . . , Koshelm.** . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Knie, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernenden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

**Dr. N. . . , Ingolstadt.** Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

**Dr. T. . . , Altona.** Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

**Dr. T. . . , Cöln a. Rh.** Girheubin wirkte immer prompt.

**Dr. Fr. W. . . , Netphen.** Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspüre ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung ver-zogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eisholz, Reutlin — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 33. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 33.